

(Nachdruck verboten.)

19]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kaszussen.

Während ihr Vater in das Gemach trat, in dem Bleira seiner wartete, warf sie sich angekleidet auf ihren Divan, überzeugt, noch eine schlaflose Nacht in jenem dumpfen Zustand der Abspannung zu verbringen, der die heftige Erregung der vorübergehenden Tage abgelöst hatte.

Es kam indessen anders. —

Si Hamza sollte in dieser zweiten Hochzeitsnacht seines Lebens, deren paradiesische Freuden er längst in seiner Phantasie auf Vorschub genommen, die Weisheit des alten lateinischen Sprichwortes bewahrheitet finden, daß das Glück aus Glas ist. In eben dem Augenblick, da es den schönsten Sonnenglanz spiegelt, geht es in Stücke. Keiner ist dem Abgrund näher, als der, der auf der Zinne steht.

Während er sich erwartungsvoll und mit einschmeichelnden Gebärden der Schönen näherte, schoß ihm ein dicker Strahl von ihren Rosenlippen entgegen.

Bleira erbrach ganz profaisch und überdies ziemlich reichlich.

Trotz seiner Verblüffung war Si Hamza manierlich genug, näher zu treten, um ihren Kopf zu stützen.

Da merkte er an sich selbst eine Schwäche im Zwerchfell, einen Ekel, einen ängstlichen Schwindel, den er sich zuerst nicht erklären konnte.

Bleira verbreitete einen Gestank wie ein Aas, und das war allerdings entsetzlich.

Es war um so entsetzlicher, als es ihm vorhergesagt worden war.

Kurz ehe er bei ihr eintrat, kam Nur und flüsterte dem Vater ins Ohr, was ein Unbekannter ihm auf der Straße erzählt hatte: daß Bleira an einer gräßlichen Krankheit litte und langsam von innen her verfaule. Sie rieche schon wie ein Leichnam, wenn sie den Geruch nicht durch starke Parfüms betäube. Hamza hatte gelächelt und geantwortet, er habe sie ja erst abends gesehen, und sie sei eine duftende Rose. „Daran war wohl das Rosenöl schuld,“ hatte Nur erwidert und sich dann vor dem aufsteigenden väterlichen Born schleunigst verzogen.

„Es riecht nach Leichen in Deinem Haus!“ sagte Bleira, sobald sie ein wenig zur Ruhe gekommen war.

Das war Hamza doch zu viel. Seine Augen blitzten vor Born.

„Du riechst nach Leichen! Du bist pestkrank! Du verkaufst von innen aus! Ich ging aus, um einen Edelstein zu kaufen, und man hat mir nur einen Kadaver verkauft! Man hat mich geprellt! Man hat Dich wohl vertauscht und mir eine andere gesandt, als die ich gekauft habe. Zu guter Letzt bist Du wohl gar nicht Bleira.“

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Hier lag sie allein mit ihren armen dreizehn Jahren, diesem fremden, wutzitternden Riesen preisgegeben. Und als wäre das noch nicht genug, peitschte er sie bis aufs Blut mit seinen groben Beschuldigungen. Oder war es wahr, daß sie den Tod im Leibe hatte? Sie war fast von Sinnen vor Schrecken.

Hamza hatte wohl das Bedürfnis gefühlt, alle gefüllten Schalen seines Bornes über ihr schuldloses Haupt zu ergießen, aber noch stärker war das Bedürfnis nach frischer Luft, und das rettete sie.

Mit langen Schritten stürmte er zur Tür, und kaum war er draußen im Hofe, als ein Stiergebrüll das Haus durchschütterte und verkündete, wie es mit seinem inwendigen Menschen stehe.

Sultana fuhr auf und schlich zum Fenster. In dem schwachen Sternenschein konnte sie den weißen Vernis des Vaters unterscheiden und hörte ihn gottlos fluchen. Kurz darauf hörte sie ihn hinausgehen und die Türen der oberen Wohnung des Vorderhauses, wo er vermutlich zu übernachten gedachte, dröhnend zuschlagen.

Sie konnte nicht begreifen, was in aller Welt dies bedeuten sollte.

Dann wurde die Türe zum Saal wieder geöffnet. Es war ein Weib, das weinte. Es konnte niemand anders sein als Bleira.

Sultana öffnete den Türspalt.

„Sind Menschen hier? Ist Mabruka hier?“ klang die weinende Kinderstimme.

„Ich bin's, Sultana. Komm herein zu mir, Bleira. Sag mir, was geschehen ist. Warum weinst Du?“

Sultana fühlte in demselben Augenblick, daß sie dieses arme, weinende, kleine Mädchen nicht hassen konnte. Vater war wohl auch gegen sie böse gewesen.

Sie zog sie zu sich heran und ließ sie auf den Divan setzen, ehe sie sie mit Fragen bestürmte.

Bleira erzählte schluchzend alles, was geschehen war, alles, was Si Hamza gesagt hatte.

„Es ist wahr, Du verbreitest einen erstickenden Leichen-geruch um Dich her!“ sagte Sultana.

„Es ist die Stube, die nach Leichen riecht! Es ist eine Leiche im Bette! O Mutter, ich will heim zu Dir! Mutter, warum habt Ihr mich in dies Land geschickt? Ich fürchte so sehr, zu sterben! Mutter, Mutter, Mutter!“

Sie warf sich der Länge nach auf den Divan, von Weinen geschüttelt.

Sultanas Groll war ganz geschmolzen. Sie begriff nur allzu gut, wie unglücklich ihre arme kleine Stiefmutter sich hier fühlen mußte, allein in diesem fremden Hause in einem wildfremden Lande. Sie, die selbst vor Si Hamza zitterte, mußte, wenn irgend jemand, wohl ihre Angst verstehen können, und sie bot ihre ganze Erfindungskunst auf, sie zu trösten.

Und Bleira klammerte sich an diese mitfühlende Freundin, die sie so unerwartet mitten in ihrer bittersten Not gefunden hatte. Sie vertraute ihr alles an, was sie, die vielgeprüfene Bleira, die alle Saramsfrauen beneideten und alle Männer besangen, in diesen beiden letzten Monaten durchgemacht hatte. Es war für Sultana ungefähr, als hörte sie ihr eigenes Schicksal von einem fremden Munde erzählt.

Da warf plötzlich ein Gedanke sein Licht mitten in diese Angst und Verwirrung.

„Willst Du nicht fliehen, Bleira?“

„Ich will lieber verfaulen, als Deines Vaters Weib sein. Aber lieber als verfaulen will ich mein Handgelenk durchschneiden. Denn wohin sollte ich fliehen? Ein anderer Mann wird mich fangen und mich wieder verkaufen oder mich zu seiner Liebesflavin machen oder mich Deinem Vater zurückbringen, der mich zu Tode peitschen und peinigern wird.“

Sultana seufzte und fühlte, daß Bleira recht habe.

„Wir wollen trachten, Dir zu helfen,“ sagte sie nach einer kleinen Weile mit neuem Mut, ohne selbst zu ahnen, wieso dies geschehen könnte.

Da seit längerer Zeit kein Laut von oben hörbar geworden, schlich Sultana zur Küche, wo Mabruka zu schlafen pflegte. Mabruka war nicht da. Sultana verstand dies nicht. Sie ging weiter durch den inneren Hof und klopfte leise an Nurus Türe. Sie hörte jemanden flüstern, aber niemand gab Antwort.

„Nur, Du mußt öffnen. Vater ist im Born von Bleira gegangen. Und Mabruka ist nicht in der Küche.“

„Geh in die Küche, ich komme gleich.“

Sie war kaum dort angelangt, als er sie einholte. Er verschlang ihren Bericht mit weit offenem Munde.

Eben als sie fertig war, schoß Mabruka aus dem Dunkel hervor. Sie sei hinausgegangen, um frische Luft zu schöpfen, sagte sie, denn sie sei so erhitzt, daß ihre Wangen brannten. Und es war wahr, daß ihre Wangen brannten. In ihren schwanken Augen war Fieber.

„Komm mit mir!“ sagte sie geheimnisvoll zu Sultana, als sie hörte, daß Si Hamza sich entfernt habe.

Sie stahlen sich in den Salon, Bleiras Brautkammer, wagten aber nicht, Licht anzuzünden, aus Furcht, daß Si Hamza sie von den Gemächern jenseits des Hofes entdecken könnte.

Der widerwärtige Gestank legte sich Sultana auf die Brust. Mabrukas Stahlnerve aber vertrug alles. Sie legte sich auf die Knie und zog etwas hervor, das unter dem Bette versteckt lag.

„Sieh hier!“
Sultana griff in etwas Klammes und Nasses und zog rasch die Finger zurück.

„Was ist es?“

„Kommt!“

Mabrufka ging mit bloßen Füßen voran, ganz hinaus in den inneren Hof. Dann holte sie eine Laterne aus der Küche, und Nur trat hinzu.

Sie wickelte das nasse Tuch auf. Der stinkende Arm einer Leiche kam zum Vorschein.

Mabrufka und Nur vergruben ihn im Hofe und bedeckten ihn sorgfältig mit Ries.

„Was tut Ihr da?“ fragte Sultana.

Leise flüsternd erzählten sie nun den Zusammenhang. Dalla Djerida hatte geschworen, daß diejenige, die ihre Stelle einnehmen sollte, für Si Hamza werden sollte, wie eine Tote. Sie hatte auf diese Art ihr Wort buchstäblich gehalten. Sie hatte sich an den Zauberer Amor ben Ahmed Berrani gewandt, an einen Mann, der sich zu allem gebrauchen ließ, wenn er Geld dafür bekam. Er erklärte sich bereit, zwei Arme zu beschaffen, aber nur von einem Regier, da sein Gewissen ihm nicht erlaubte, einen Araber in seinem letzten Schläfe zu stören und der Arme zu berauben, ohne welche er die Huris im siebenten Paradies nicht umarmen konnte. Uebrigens rochen die Arme durchaus nicht besser, wenn sie von Schwarzen waren. Mabrufka hatte es mit Freuden auf sich genommen, ihre frühere Herrin, die sie täglich beweinte, zu rächen. Den einen Arm versteckte sie unter dem Bette, den anderen auf dem Grund der Kiste, in welcher Bleira ihre Ausstattung hatte, auf daß sie Tag und Nacht für Hamza ein Mas und sich selbst ein Greuel sein möge. Der Zweck war einzig und allein der, daß Hamza sich gezwungen sehen sollte, auch sie zu verstößen. Darum hatten sie ihm auch eingeredet, daß Bleira an einer pestartigen Krankheit litte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wildschweinchen.

Erzählung von Grazia Deledda.

In einem kleinen Eichenhaine, ungefähr in dessen Mitte, erblickte das Wildschweinchen das Licht der Welt. Zwischen dem Grün der Eichen zeigten sich die weißen Spitzen der nahen Berge, rings um das Nest des Vorkientierchens wucherte rötlich blühendes Moos, mit dem auch die umliegenden Felsblöcke, Abhänge und Felssteige übersät waren, als hätten die Hirten und Banditen, die hier vorbeigegangen waren, ihre scharlachroten Röcke und auch Tropfen ihres Blutes zurückgelassen. An einem solchen Orte sollte man nicht übermütig und unternehmungslustig werden? Kaum daß die junge Wildschweimmutter mit dem Säubern und Beleden ihrer sieben Sprößlinge, die ihr an der Brust hingen, fertig war, sprang der leibgeborene von ihnen, unser lebenslustiges kleines Wildschweinchen, wohlgefättigt und überglücklich in die Welt, nämlich über den Rand des Schattens, den die Eiche, unter der es geboren war, unter sich breitet. Seine Mutter rief es mit durchdringendem Grunzen zu sich zurück, aber das Tierchen lehnte erst um, als es auf dem sonnenbeschienenen Boden seinen Schatten erblickte und darob erschrak, da es ihn für ein anderes Wildschweinchen hielt.

Es berging ein Tag und eine Nacht. Auch die anderen kleinen Neugeborenen liefen nun in die Sonne und kehrten, von ihrem Schatten erschreckt, wieder um. Die Mutterjau zerlaute inzwischen die letzten im Moose versteckten Eichen und grunzte von Zeit zu Zeit, um ihre Jungen zurückzurufen. Und sechs davon, lauter gleiche Exemplare, deren Fell mit goldfarbenen und schwarzen, wie Seidenbänder aussehenden Streifen überzogen war, machten sogleich kehrt und liefen, indem sie sich gegenseitig nachjagten und einander auf den Rücken sprangen, herbei. Das siebente, dasselbe, das sich als erstes in die Welt hinausgewagt hatte, kam nicht zurück. Die rotumranderten Augen der Mutter spähten mit zärtlichem Blick ins Weite, zähnefleischend ließ sie ein unheimliches Grunzen ertönen. Doch das Wildschweinchen kam nicht zurück.

Es befand sich auf einer unretwilligen Reise. Es zitterte, grunzte und zappelte vergeblich im warmen Mantelsack eines kleinen Hirten. Fahrt wohl, heimatische Berge, würziger Moosgeruch, süße, kurzgenossene Sonne der Freiheit! Die gesamten Schmerzgefühle der Empörung und des Heimwehs klammern aus dem Gewimmer des Gefangenen. Und nicht unferem schlimmsten Feinde wäre die Dual seiner langen Einschließung unter einen umgestürzten Korb, die nun folgte, zu wünschen. Es vergehen die Stunden und die Tage. Eine kleine Hand, die mit einem dunkelfarbenen Handschuh bedeckt scheint, so hart und schmutzig ist sie, stellt vorsichtig eine Schüssel Milch unter den Korb, und zwei große, schwarze Augen blicken forschend zwischen den Weidenrohren ins Innere des impro-

visierten Gefängnisses. Eine sanfte, wohlwollende Stimme spricht zum Wildschweinchen:

„Wirst Du mich beißen? Wenn nein, sollst Du Deinen Käfig verlassen, im anderen Falle adieu und gute Nacht!“

Der Gefangene wühlt und grunzt; aber sein Grunzen klingt freundschaftlich und bittend. Die kleine schwarze Hand ergreift den Korb und stellt ihn beiseite. Jögern des Schrittes verläßt das Tier seinen Kerker und beschnuppert ringsumher den Boden. Welch ein Unterschied zwischen der heiteren Welt der heimatischen Berggegend und der düsteren kleinen Welt dieser niederen, armen Klüfte, deren Ausgangstüre ein kleiner Junge, das Brüderrücken des Hirten, zur Vorsicht geschlossen hat. Das Herdfeuer ist ausgegangen; im Inneren des Badofens, den das Wildschweinchen für seine neue Kellergestaltung ausersuchen hat, befindet sich eine Partie Gerste, aus der das Brot für die arme Familie bereitet werden soll, zum Trodnen.

„Nun, kommst Du nicht mehr heraus? Beschmutze die Gerste nicht, wir haben keine andere mehr, und meine Mutter wäscht die Kleider der Gefangenen, um zu verdienen, und mein Vater sitzt im Gefängnis“ — sagte das Kind, indem es sich über die Badofensöffnung beugte.

Wie aus Bestürzung über diese Mitteilungen sprang das Wildschweinchen sogleich aus dem Ofen, und seine kleinen Kastanienaugen mit ihren rötlichen Lidern bohrten sich in die großen schwarzen Augen des Kindes. Und die beiden verstanden sich und liebten sich von diesem Moment an wie zwei Brüderchen. Tag für Tag sah man sie nun beisammen. Das Wildschweinchen pflegte die schmutzigen Füße seines Freundes zu beschnuppeln, während dieser die goldfarbenen und schwarzen Streifen, die das reizende Tierchen auf dem Leibe trug, säuberte und sich damit vergnügte, den Finger durch sein zu einem Ringe gerolltes Schwänzchen zu stecken. Tage der glücklichsten Freundschaft vergingen für die beiden. In dem von Felsgestein flankierten Hofe, der das Wildschweinchen an seine Berge erinnerte, entstiegen seinem Innern nicht selten laute und sehnsuchtsvolle Töne, wobei das Kind sich alsdann auf dem Boden in der Sonne streckte und das Grunzen des Tieres nachahmte. Eine Tages kam eine schöne Dienstmagd, hochgewachsen und behende, mit gesunder, kirschroter Gesichtsfarbe, durch das Gäßchen, von einem goldblonden, kleinen Knaben begleitet.

Das Wildschweinchen sehen und rufen: „O, wie niedlich! Das muß mir gehören!“ war das Wort eines Augenblicks für den hübschen Knaben mit den Goldhaaren. Aber das Wildschweinchen rannte pfeilschnell in die Küche, in den Badofen, während sein Herr und Gebieter sich mit mürrischem, drohendem Gesichtsausdruck erhob.

„Gehört es Dir?“ fragte ihn die Magd.

„Mir.“

„Gib es mir; ich gebe Dir eine Lira dafür“, sagte der blonde Knabe.

„Um keinen Preis; nicht wenn Du krepierst.“

„Grobian, ist das eine Art zu sprechen?“

„Wenn du nicht schnell verschwindest, werfe ich dir Steine an den Kopf.“

„Gelder Hirte, ich werde es meinen Vater sagen!“

„Gehen wir, gehen wir“, sagte das Mädchen, — „ich werde es seiner Mutter sagen.“

In der Tat kam sie an einem der folgenden Abende zurück. In der düsteren Küche unterhielt sich eben die Wäscherin der Gefangenen mit ihrem Kinde wie mit einer erwachsenen Person:

„Ja, lieber Pascaleddu“, klagte sie kuckend, während sie ihre nasse Schürze auswand, „wenn Dein Vater nicht freigesprochen wird, weiß ich nicht, wie es weitergehen soll. Mit diesem Asthma kann ich nicht mehr länger arbeiten, und das Wenige, was Dein Bruder verdient, reicht nicht für ihn selbst. Was soll da geschehen, mein Pascaleddu? Und womit soll der Abbolat bezahlt werden? Ich habe meine Medaille und meine silbernen Knöpfe verpfändet, um Gerste zu kaufen; wohin soll ich gehen, wenn die Rot noch immer kein Ende nimmt?“

Die rotwangige, schöne Dienstmagd trat in die ärmliche Küche und setzte sich neben den Herd.

„Wo ist das Wildschweinchen, Pascaleddu?“ fragte sie und schaute umher. Das Kind postierte sich vor den Badofen und antwortete mit wildem, verächtlichem Blick: „Geh' fort!“

„Maria Sambedda“, sagte nun die Magd, zu der Frau gewendet, die ihre Schürze in der Luft schüttelte, um sie zu trodnen, „Du weißt, daß ich bei einem Richter im Dienste bin. Bei den Verhandlungen hat er die Funktion des Amtsanwalts. Meine Frau ist feine reich. Sie haben einen einzigen Sohn, ein wahres Teufelchen, den sie vergöttern und der alle seine Wünsche durchzusetzen versteht. Der Vater sieht nur durch die Augen seines Sohnes. Gegenwärtig ist der Junge krank — er ist zu viel — und Vater und Mutter scheinen vor Schmerz von Sinnen zu sein. Nun höre! Vor ein paar Tagen hat der Junge hier in Eurem Hofe ein Wildschweinchen gesehen und möchte es gerne haben. Gib es mir, oder besser, schide es morgen, durch Pascaleddu. Wenn etwas zu bezahlen ist, wird bezahlt.“

„Dein Herr ist Richter?“ fragte die Frau mit kuckender Stimme. „Dann kannst Du ein gutes Wort für meinen Mann anbringen. In einigen Tagen wird über ihn verhandelt werden. Wenn er nicht freigesprochen wird, bin ich eine vernichtete Frau.“

„Ueber solche Dinge kann ich mit meinem Dienstherrn nicht sprechen.“

„Gut, dann wird Pascaleddu morgen das Wildschweinchen bringen. Sage ihm wenigstens, Deinem Herrn, daß das Kind der Sohn des unglücklichen Franciscus Cambedda ist. Sag ihm, daß ich seit langem an Asthma leide und daß wir alle vor Hunger dem Tode nahe sind.“

Das Mädchen gab kein Versprechen; alle wußten, daß Franciscus Cambedda schuldig war.

Das Wildschweinchen mußte neuerdings reisen, diesmal aber durch die kleine Stadt und auf den Armen seines Freundes. Die beiden kleinen Herzen, das eine neben dem andren Herzen pochen vor Angst und Reue. Das Kind weiß, daß es seinen Freund verraten muß, während dieser sicher nicht daran denkt, daß sein Freund dazu im stande sein könnte. Unter dem Arme des Kleinen betrachtet das Tier mit dem frei gebliebenen einen Auge die Häuser, Leute, Straßen und Gassenjungen, welche letztere das Paar bis zum Wohnhause des Richters begleiten. Einer von ihnen klopf an das Tor und ruft der schönen Magd, die an der Schwelle erschienen ist, zu:

„Pascaleddu weint, weil er Euch sein Wildschweinchen nicht geben will. Wenn ihr's nicht schnell nehmt, läuft er fort und gibt es Euch nicht mehr!“

„Es ist nicht wahr, ich weine nicht. Der Teufel soll Euch alle holen!“ rief Pascaleddu. Und er wollte das Tierchen der Magd in den Arm legen, doch diese führte ihn in den Hausflur, während eben in diesem Moment der Richter mit einem Altenblind unter dem Arme aus dem Hause ging, um sich zu Gericht zu begeben. Es war ein kleiner, bider Mann, blaß, mit starkem schwarzen Schnurrbart und melancholischen Augen.

„Was gibt's?“ fragte er, während die Dienerin ihm einen weißen Faden vom Rockärmel nahm.

„Das Kind ist da, das dem Signoricu (Herrchen) sein Wildschweinchen bringt. Es ist der Sohn jenes unglücklichen Franciscus Cambedda, der im Gefängnis sitzt. Es sind arme Leute, die am Verhungern sind, und die Mutter hat Asthma.“

Der Richter machte eine Handbewegung, als wollte er sagen: „Das ist gerade genug“, und sagte mit einem Blick auf Pascaleddu:

„Gib ihm etwas.“

Die Dienerin führte das Kind in das Zimmer, wo der Sohn des Hauses, mit einem Schal umhüllt auf dem Bette sitzend, ein Buch mit wunderlichen Abbildungen durchblätterte. Es waren Menschen, die mit Tierfellen, Fuchsköpfen und Marderschwänzen bedeckt waren; es waren Bären-, Leoparden- und Wildschweinfelle. Man merkte sehr wohl, daß der Knabe mit den goldblonden Haaren eine Vorliebe für die wilden Tiere hatte. Kaum, daß er das Wildschweinchen gesehen, warf er das Buch beiseite, streckte die Arme aus und rief:

„Gib es mir, gib es mir!“

Seine Mutter, eine schlanke, blonde Dame in blauem Gewande, mit sympathischen Zügen, beugte sich erschreckt über ihn.

„Ja, willst Du es im Bett haben, Liebling? Es verunreinigt alles, weißt Du. Wir wollen es lieber in die Küche bringen, und sobald Du aufstehen wirst, sollst Du mit ihm spielen.“

„Ich will es hier haben! Gebt es mir oder ich werfe den Schal in die Luft und stehe auf.“

Sie gaben es ihm. Und der Ruf des Wadofens, in dem das von Franciscus Cambedda gestohlene Schafffleisch gefunden worden war, beschmutzte das Bett des Richtersohnes.

Pascaleddu ergriff das Wilderbuch und betrachtete es neugierig. „Willst Du es haben? Behalte es nur —“ sagte die Dame.

Pascaleddu nahm es und ging.

Draußen erwarteten ihn die Gassenjungen und begannen ihn zu fragen, was er als Lohn für das Wildschweinchen erhalten habe. Sie lachten ihn aus und nahmen ihm das Wilderbuch aus der Hand. Pascaleddu aber entriß es ihnen, drückte es unter den Arm und lief nach Hause; er war glücklich, daß er wenigstens ein Andenken an seinen armen Freund besaß.

Sein armer Freund belam alle Qualen einer vergoldeten Sklaverei zu kosten. Wie oft war „Signoricu“ auf dem Wege, ihn zu erwürgen! Wie viele Fußtritte gab es von den schönen Füßen, um die der Faltensaum des blauen Gewandes wogte! Wie oft sagte die Dienerin:

„An Signoricus Namensfest wollen wir's braten!“

Nur der Herr war gut und freundlich zu ihm. Wenn er vom Fenster aus seinem Sohne, der wieder genesen war und im Garten spazierte, zuckelte, waren seine Augen so zärtlich und unruhig, daß sie das Wildschweinchen an die seiner Mutter draußen in den Bergen erinnerten. Zuweilen, wenn man es in Ruhe ließ, ergötzte es sich damit, die Füße der Magd zu beschuppeln, ihr nachzulaufen und die Schnauze in die Schüssel zu stecken. Oft ließ man es auch im großen Gemüsegarten, in dem auch Oliven und Eiden wuchsen, scharen. Stunden der Freude kehrten auch für das Wildschweinchen wieder, und wenn es mit dem Wauche nach oben zwischen den Gesträuchen ausgestreckt auf der Erde lag und den blauen Himmel, die roten Wölchen, das weiße Häuschen zwischen den Bäumen sah, mochte es sich wohl manchmal wieder an seinen Geburtsort verriet fühlen. Oft spielte der junge Herr mit seiner Flinte, mit Pistole

und Schwert „Jäger“, nahm das Wildschweinchen aufs Korn, jagte es, stieß es und warf nach ihm und störte auf diese Weise seine Glückseligkeit.

Eines Tages hörte man es in allen Pfcemen in der Küche, wo die schöne Magd das Szepter führte, prasseln. Es war der Namensstag des „Signoricu“ und in Erwartung des Mittagmahles traten von den Eingeladenen — lauter Freunde des Hauses — ein paar in die Küche, scheinbar um nachzusehen, was das Mädchen Gutes bereitete, in Wirklichkeit aber um sie, die der beste Wissen war, zu sehen. Unter anderen trat mit heimlichen Schritten auch ein Polizeidelegierter ein, der, nachdem er die Magd mit einer Liebköpfung bedacht, seine Pistole in ein hinter dem Fenster befindliches Loch legte.

„Ich lege sie hierher, weil der kleine Teufel mir die Taschen durchsucht und sie, wenn er sie findet, haben will. Berühre sie nicht, sie ist geladen.“

Im Empfangszimmer herrschte lauter Lärm. Alle lachten und schwatzen, und der Herr des Hauses dislutierte mit einem anderen Beamten über das „Pardongesetz“, das, ausgegangen von Frankreich, seit kurzer Zeit in Kraft getreten war.

„Dieser Unglückliche, den wir heute freigesprochen haben, dieser Cambedda also“, sagte der Herr — „hat aus Not gestohlen. Er ist Familienvater, hat zwei kleine Söhne, ordentliche, gewedete Jungen... das Gesetz muß hier angewendet werden.“

„Das Gesetz ist jetzt nur mehr für die Reichen unerbittlich“, sagte schmunzelnd der Delegierte; und diese lachten.

In der Küche ledte das Wildschweinchen in Gesellschaft eines schwarzen Katers die Zeller aus, wobei dieser kampflustig die Pfoten erhob, obwohl die Ueberbleibsel für beide genügten.

Blötzlich, während die Magd abwesend war, kam „Signoricu“ in die Küche gestürzt, in blauem Anzug, mit schöngekämmtem, glänzendem Haar, einem Engel nicht unähnlich. Er schien auch zu fliegen, — so schnell rannte er von einem Stuhle zum andern, vom Kochherd zum Tische, von diesem zum Fenster. Er erblickte die Pistole, nahm sie vorsichtig in die Hand und legte sie wieder ins Loch zurück. Und er schrie zwar nicht auf vor Freude, aber seine Augen nahmen einen wilden, metallischen Glanz an.

Er umfaßte das Wildschweinchen, während der schlauere Kater drohend seine Zähne zeigte und reizaus nahm, und trug es hinaus in den Garten, in gerader Richtung vom Küchenfenster.

„Diesmal geht es im Ernst!“ rief er frohlockend. Nun halte still!

Das Wildschweinchen sog den Duft der Gesträuche ein. Es war gesättigt und fühlte sich glücklich. Es sah „Signoricu“ am Küchenfenster stehen, mit einer Pistole in der Hand, ohne zu begreifen, warum der Kater droben auf dem Aste einer Eiche ihm noch immer die Zähne zeigte und ihn mit seinem großen, grünlischen Augen erschreckt anstarrte.

Ein Knall erfolgte, eine blaüliche Wolke bildete sich um den Schützen, das Wildschweinchen taumelte zu Boden und schloß die Augen. Nach einigen Sekunden öffnete es seine röllischen Augenlider nochmals, zum letzten Male.

(Autorisierte Uebersetzung von Otto Singer.)

Schiffsturbinen.

Das Publikum hat in Deutschland und England mit größtem Interesse den Kampf um das blaue Band des Ozeans verfolgt, ein Kampf, der nicht, wie das bei Segelschiffen der Fall ist, von den Führern der Schiffe, sondern von den Ingenieuren der Werften ausgefochten wurde, denen die Schiffe entstammten. Es ist bekannt, daß zuletzt die Engländer den Sieg an ihre Fahnen hefteten; denn die Geschwindigkeit der Schnelldampfer „Lutitania“ und „Mauretania“ ist von deutscher Seite nicht übertroffen worden. Die Waffe, die den Engländern vor allem den Sieg brachte, war die Dampfturbine. Durch ihre Hilfe gelang es, derartig große Maschinenleistungen im Schiff unterzubringen, und dadurch die Geschwindigkeit des Schiffes so zu steigern, daß die von Kolbendampfmaschinen angetriebenen deutschen Schnelldampfer nicht mehr mitkamen. Trotzdem verzichteten die deutschen Schiffahrtsgesellschaften auf die Einführung dieses modernen Antriebsmittels und verzichteten damit, wie es scheint, endgültig auf das blaue Band. Der Grund dieses scheinbar merkwürdigen Verhaltens war zum Teil sicherlich ein verständiger Verzicht auf die Beteiligung an der Rekordhegerei der Engländer, die sich jetzt an der „Titanic“ so furchtbar gerächt hat, er lenkt aber auch den Blick auf eine der größten Schwierigkeiten und eines der interessantesten Probleme des Schiffsmaschinenbaues, nämlich die Geschwindigkeitsregulierung.

Wer den Wert der Geschwindigkeitsregulierung von Maschinen kennen lernen will, der gehe einmal in den Maschinenraum eines großen Dampfers, wenn dieser den Hafen verläßt oder in den Hafen einläuft. Da gewahren wir gleich über dem Standplatz des Maschinenisten einen kreisförmigen, aus Messing hergestellten Apparat, der eine Art Zifferblatt trägt sowie einen Zeiger. Oben befindet sich eine elektrische Klingel, unten ein Hebel, der um die Stala drehbar ist. Dies ist der Maschinenetelegraph, ein Apparat, dessen Bedeutung uns bald klar werden soll. Die Stala trägt in schwarzen Buchstaben die Aufschrift: Stopp, Kleine Fahrt, Langsame Fahrt, Halbe Fahrt, Große Fahrt, Alle Fahrt, Außerste Fahrt. Ueber diesen Feldern befindet sich gleichfalls in schwarzer Schrift die Bezeichnung: „Vor-aus“. Dann befinden sich noch drei rotbeschriftete Felder: Kleins

Fahrt, Halbe Fahrt, Neueste Fahrt, darüber in roten Buchstaben: „Zurück“. Noch steht der Zeiger friedlich auf „Stopp“, aber schon sind die Maschinen nach der Kommandobrücke klar, d. h. betriebsfertig gemeldet worden, und da kann es bald losgehen. Schon klingelt es auch und der Zeiger geht auf „Kleine Fahrt Voraus“, hin—hin—hin „Stopp“. Hin—hin—hin „Langsame Fahrt Voraus“ — „Stopp“ — „Halbe Fahrt zurück“ — „Stopp“ — „Kleine Fahrt zurück“ — „Stopp“ — „Halbe voraus“ — „Große voraus“ — „Neueste Kraft voraus“ — „Stopp“ — „Halbe zurück“ usw. Unaufhörlich jagen sich die Kommandos, und vor jedem ertönt das nervenschütternde Klingeln. Es ist kaum die Zeit, eins in das Maschinenjournal einzutragen, da ist schon das andere da. Und jedes soll sofort mit größter Genauigkeit ausgeführt werden, denn davon hängt unter Umständen die Sicherheit des ganzen Schiffes ab. Mit unbeweglicher Ruhe steht der wachhabende Maschinist vor dem großen Handrade des Hauptmanövrierventils seiner Maschine, das Gefühl sagt ihm schon, wie weit er rechts oder links herum zu drehen hat, um die Geschwindigkeit der Maschine dem Kommando entsprechend einzustellen. Und jeder Bewegung des Ventils folgt die Maschine genau, fast augenblicklich ändert sie ihre Umdrehungen.

Die Wirkungsweise der Regulierung ist äußerst einfach, durch die Bewegung des Ventils wird einfach der Weg des Dampfes mehr oder weniger verengert, es tritt entsprechend weniger oder mehr Dampf in den Zylinder der Maschine, so daß diese eine geringere oder höhere Umdrehungszahl annimmt. Einfaches Umlegen eines Hebels (das allerdings bei den großen Maschinen meist durch eine besondere, kleine Dampfmaschine vorgenommen wird) gestattet ferner, die Maschine voraus und zurück laufen zu lassen. Bei der Dampfturbine ist aber eine so einfache Regulierung nicht möglich. Wohl kann man auch bei ihr durch teilweises Absperren des Dampfes die Umdrehungszahl herabsetzen, aber die Wirtschaftlichkeit, d. h. der Dampf- und Kohlenverbrauch, steigt in unergleichlich höherem Maße als bei der alten Dampfmaschine.

Vor allen Dingen ist es aber ganz unmöglich, die Turbine rückwärts laufen zu lassen, das ist durch ihre Konstruktion ausgeschlossen. Denn die Schaufeln, auf die der Dampfer trifft und die er gewissermaßen vor sich herzieht, wie das Wasser des Baches die Schaufeln des Mühlrades, stehen ja so, daß sie nur in einer Richtung bewegt werden können; um die Bewegungsrichtung umzukehren, müßten sämtliche Schaufeln herumgedreht werden, was bei ihrer großen Zahl völlig ausgeschlossen ist. Um diesem Mangel abzuhelfen, hat man eine besondere Rückwärtsturbine eingebaut, deren Schaufeln umgekehrt stehen, wie die der Hauptturbine. Natürlich ist dies eine lästige Gewichtszunahme, und um diese nach Möglichkeit zu verringern, baut man diese Rückwärtsturbine nur für kleine Leistung. Sie kann etwa 40—50 Proz. der Leistung der Hauptturbine abgeben, verbraucht aber eben so viel Dampf wie diese, ist also ein großer Dampffresser. Die Kohlendampfmaschine dagegen gibt bei Rückwärtslauf fast ebensoviel Leistung wie im Vorwärtslauf, und ihr Dampfverbrauch ändert sich fast gar nicht. Diese Schwierigkeiten erklären es zur Genüge, daß die großen Reedereien keine Lust gezeigt haben, die bewährte Kolbendampfmaschine ohne zwingenden Grund durch die Turbine zu ersetzen.

Um den Dampfturbinen indirekt die wünschenswerten Tourenregulierung und Richtungslehre zu verleihen, sind verschiedene Mittel vorgeschlagen, von denen die zwei, die vielfach die besten Ausichten für die Zukunft haben, im folgenden kurz besprochen werden sollen. Es sind dies ein mechanisches, der Transformator von Professor Dr. Ing. Föttinger und ein elektrisches, das Unipolarge triebe von Breslauer. Der Föttingersche Transformator besteht aus einer rasch laufenden Zentrifugalpumpe, die auf der Welle einer Dampfturbine sitzt. Sie erzeugt einen Wasserstrahl von gewaltigem Druck, der als Antriebsmittel für eine gewöhnliche Wasserturbine dient. Eine Wasserturbine besteht aus einem Rade, das am Umfang mit Schaufeln besetzt ist, nicht unähnlich dem Mühlrade. Auf diese Schaufeln trifft der Wasserstrahl und treibt dadurch das Rad an, indem man die Schaufeln mehr oder weniger aus ihrer ursprünglichen Lage verdreht, ändert man die Geschwindigkeit des Rades und kann es sogar dahin bringen, rückwärts zu laufen. Wenn diese Wasserturbine auf der Schraubewelle sitzt, so kann man die Umdrehungszahl und Drehrichtung der Schrauben nach Belieben ändern. Natürlich tritt aber in dem Transformator ein Kraftverlust auf, verursacht vor allem durch die Reibung des strömenden Wassers an den Schaufeln und Wänden. Dieser Kraftverlust äußert sich in einer Erwärmung des Wassers. Föttinger hat nun den geistreichen Gedanken gehabt, als Triebwasser des ganzen Apparates das Speisewasser der Kessel zu verwenden, das auf diese Weise schon vorgewärmt wird, so daß man nachher nicht mehr soviel Kohlen gebraucht, um es zum Sieden und Verdampfen zu bringen. Der Verlust im Transformator wird auf diese Weise wenigstens zum Teil wieder wett gemacht.

Das vorerwähnte zweite Mittel ist das elektrische Unipolarge triebe. Es ist erfunden von einem bisher noch Unbekannten, zusammen mit dem Privatdozenten an der Charlottenburger Technischen Hochschule, Dr. Breslauer. Dasselbe treibt die Dampfturbine eine Dynamomaschine von besonderer Art, eine sogenannte Unipolarmaschine. Bei dieser rotieren die Kupferdrähte des Ankers zwischen zwei Magneten und zwar befindet sich der eine innerhalb, der andere außerhalb des Ankers. Bei den gewöhnlichen

Dynamomaschinen befinden sich sämtliche Magnete außerhalb des Ankers und die Ankerleiter treten bei der Verdrehung abwechselnd unter einen Nord- und einen Südpol. Die Unipolarmaschine hat die Eigenschaft, daß sie viel niedrigere Spannungen erzeugt, als die üblichen Dynamomaschinen, die mit Leichtigkeit mehrere hundert Volt ergeben. Das ist eine Eigenschaft, die ihre allgemeine Verwendung hindert, in diesem Falle aber nichts schadet. Denn der Motor, ebenfalls eine Unipolarmaschine, ist mit der Dynamomaschine direkt zusammengebaut und die erforderliche leitende Verbindung zwischen beiden wird durch eine Quecksilberbüchse gebildet. Auf diese Weise wird ein äußerst enger Zusammenbau beider Maschinen ermöglicht und man erspart die sonst erforderlichen, dicken Kupferleiter. Die von der Dynamo erzeugte Spannung beträgt nur ein halbes Volt, während die Stromstärke 60 000 bis 100 000 Ampère beträgt. Durch Uenderung des Magnetstromes in beiden Maschinen kann man die Drehrichtung und Umdrehungszahl des Motors beliebig regeln. Der Wirkungsgrad einer Verluksausführung erwies sich als sehr günstig. Eine Ausführung im großen Maßstabe, wie sie für Schiffszwecke geeignet ist, würde jedenfalls erweisen, daß das Unipolarge triebe für Schiffsantrieb ein sehr geeignetes Mittel darstellt, zumal es, für den Schiffsgenieur eine sehr wichtige Sache, nur wenig wiegt. Die genannte Verluksausführung wog bei einer Leistung von 60 Pferdestärken nur 115 Kilogramm, also noch nicht 2 Kilogramm pro Pferdestärke, ein Gewicht, wie es so niedrig mit elektrischen Maschinen bisher noch nicht erreicht werden konnte.

Kleines feuilleton.

Meteorologisches.

Die Nordsee und unser Wetter. Daß die Meere, die sich im Sommer schwerer erwärmen, dafür aber auch die Wärme länger festhalten als das Land, die Rolle großer Wärmespeicher spielen und dadurch auf die Witterung auch der benachbarten Festländer einen großen Einfluß ausüben, prägt sich in dem bekannten Unterschied zwischen einem maritimen und kontinentalen Klima aus. Im Seeklima sind die jahreszeitlichen Gegenjähre stets gemildert. Wie weit diese Wirkung noch in die Festländer hineinreicht, ist schwer zu bemessen und wahrscheinlich auch in den einzelnen Jahren recht verschieden. Erst in dem letzten Jahrzehnt hat die Witterungskunde mit der Meereskunde ein Bündnis geschlossen, aus dem sich wahrscheinlich die wichtigsten wissenschaftlichen Schlüsse ergeben werden. Auch werden sie wohl des praktischen Erfolges nicht entbehren, da vermutlich die Wärmeverhältnisse mancher Meeresküste die Witterung der umgebenden Länder auf längere Zeit hinaus bestimmen, sobald sich darauf vielleicht zuverlässigere allgemeine Wettervorhersagen auf längere Zeit bauen lassen werden. Insbesondere hat sich die Forschung der Nordsee zugewandt, um ihren Einfluß auf den Gang des Wetters im Nord- und Mitteleuropa festzustellen. Was bisher auf diesem Wege erreicht worden ist, hat der bekannte schwedische Ozeanograph Professor Pettersson in einem Vortrag vor der meteorologischen Gesellschaft in London geschildert. Zunächst kam er auf die Schwankungen des Klimas zu sprechen, die sich innerhalb der geschichtlichen Zeit namentlich im Mittelalter vollzogen und im 13. und 14. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheinen. Damals fand, soweit die Berichte reichen, ein höchst auffälliger Wechsel zwischen heißen und dürrern Sommern, durch die die europäischen Flüsse fast ausgetrocknet wurden und kalten und sehr feuchten Sommern statt. Nicht weniger scharf waren die Gegenjähre der Winter, denn in einem Jahr wurden namentlich an der Nordseeküste ungeheure Verheerungen durch Sturmfluten verursacht, während in einem anderen Winter ein so strenger Frost herrschte, daß die ganze Ostsee, zumeilen sogar Kattegatt und Stageraal, zugefroren waren. Professor Pettersson will nun solche Veränderungen in den Strömungen des Ozeans erklären, die ihrerseits durch den Einfluß von Mond und Sonne erzeugt werden. Höchst sonderbar sind die Beobachtungen ausgefallen, die über den Wasseraustausch zwischen der Nordsee und dem Kattegatt angestellt worden sind. Eis fließt das stärker salzige Wasser der Nordsee in einem Tiefstrom gegen die Ostsee hin. Die Grenzfläche dieses Salzwasserstroms sinkt und steigt zweimal im Monat um 15 bis 25 Meter, und zwar scheint dieser merkwürdige Vorgang durch die Stellung des Mondes zur Erde beherrscht zu werden. Professor Pettersson ist übrigens davon überzeugt, daß der Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Gewässer des Weltmeeres vor 6—700 Jahren größer gewesen sei als heute und auch eine stärkere Bewegung der Gewässer veranlasste. Danach deutet er auch die verbürgte Tatsache, daß die Heringschwärme, die mit dem Salzwasser der Nordsee ins Kattegatt eintreten, früher durch den Sund in die Ostsee gelangt sind. Der Grund dafür wäre in einer größeren Dichte der salzigen Tiefströmung zu suchen. Demnach muß die weniger salzige Oberflächenschicht dünn gewesen sein. Da aber eine dünne Oberflächenschicht im Winter leichter abkühlt und im Sommer schneller erwärmt wird, so wäre es wohl erklärlich, daß auch die Witterungsverhältnisse im Mittelalter im nördlichen und südlichen Europa wesentlich andere gewesen sind. Das wäre ein Beispiel dafür, wie die Nordsee die Witterung in großen Zügen beeinflusst.